

Nr. 88. Bromberg, den 9. November 1923.

Die Macht der Drei.

Ein Roman aus dem Jahre 1955
von Hans Dominik.

(1. Fortsetzung.)

MacMorland und Professor Curtis waren allein im Saale des Polizeipräsidiums zurückgeblieben.

„Ein lebhafter Tag heute!"

MacMorland sprach die Worte mit einer gewissen Erleichterung. Der Vorfall mit dem Flugzeug mußte die Sorge der Regierung auf einen anderen Punkt lenken.

Professor Curtis griff sich mit beiden Händen an den Kopf. „Der zweite Vorfall ist beinahe noch mysteriöser als der erste. Bedenken Sie! . . . Der neueste schnellste Kreuzer der Armee. Auf einem Flugplatz hinter dreifachen, mit Hochspannung geladenen Drahtgittern. Schärfste Paßkontrolle. Fünfhundert Mann unserer Garde als Platzbewachung. Es geht mir über jedes Verstehen, wie das geschehen konnte."

Der Polizeichef war mit seinen Gedanken schon wieder bei dem Falle, der sein Ressort anging.

„Warum war dieser Logg Sar zum Tode verurteilt? Wir von der Polizei wissen wieder einmal nichts. Sicherlich ein Urteil des Geheimen Rats."

Der Professor nickte.

„In dem Einlieferungsschein für Sing-Sing stand: „Zum Tode verurteilt wegen Hochverrats, begangen durch einen verbrecherischen Anschlag auf Schleusen am Panamakanal." Die Unterschrift war, wie Sie richtig vermuteten, die des Geheimen Rats."

„Ich will gegen diese Institution nichts sagen. Sie hat sich in kritischen Zeiten bewährt, in denen das Staatsschiff zu scheitern drohte. Aber . . . Menschen bleiben Menschen, und bisweilen scheint es mir . . . ich möchte sagen . . . das heißt, ich werde lieber nicht . . ."

Professor Curtis lachte.

„Wir Leute von der Wissenschaft sind immun. Sagen Sie ruhig, daß dieser Logg Sar die Panamaschleusen wahrscheinlich niemals in seinem Leben gesehen hat, und daß der Geheime Rat ihn aus ganz anderen Gründen zum Teufel schickt."

MacMorland fuhr zusammen. Die Worte des Professors waren schon beinahe Hochverrat. Aber Curtis ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

„Lassen wir den Delinquenten. Er ist doch längst über alle Berge. Aber brennend gern möchte ich etwas Genaueres über Doktor Glossin erfahren. Sie wissen, man munkelt allerlei . . ."

MacMorland überlegte einen Augenblick.

„Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß ich auf Ihre unbedingte Verschwiegenheit rechnen könnte, würde ich selbst das wenige, was ich weiß, für mich behalten. Um mit dem Namen anzufangen, so habe ich begründete Zweifel, ob es der seiner Eltern war. Seinen wahren Namen kennt außer ihm selbst vielleicht nur der Präsident-Diktator. Seinen Papieren nach ist er Amerikaner. Aber als ich zum erstenmal seine Bekanntschaft machte, glaubte ich bestimmt, starke Anklänge schottischen Akzents in seiner Sprache zu bemerken."

„Wann und wo war das?" fragte Curtis gespannt.

„Die Gelegenheit war für Dr. Glossin nicht gerade ehrenvoll. Vor zwanzig Jahren. Während des ersten japanischen Krieges. Ich hatte einen Posten bei der politischen Polizei in San Franszisko. Kalifornien war von japanischen Spionen überschwemmt. Die Burschen machten uns Tag und Nacht zu schaffen. Es war auch klar, daß ihre Unternehmungen von einer Stelle aus geleitet wurden. Einer meiner Beamten brachte mir den Doktor, den er unter höchst gravierenden Umständen verhaftet hatte. Aber es war ihm schlechterdings nichts zu beweisen. Hätten wir damals schon den Geheimen Rat gehabt, wäre die Sache wahrscheinlich anders verlaufen. So blieb nichts weiter übrig, als ihn laufen zu lassen. In der nach unserer Niederlage ausbrechenden Revolution soll er . . . ich bemerke „soll" . . . ein Führer der Roten gewesen sein. Zu beweisen war auch hier nichts. Jedenfalls war er einer der ersten, die ihre Fahnen wechselten. Als Cyrus Stonard an der Spitze des in den Weststaaten gesammelten weißen Heeres die Revolution mit blutiger Hand niederschlug, war Dr. Glossin bereits in seiner Umgebung. Er muß dem Diktator damals wertvolle Dienste geleistet haben, denn sein Einfluß ist seitdem fast unbegrenzt."

Mac Morland unterbrach seinen Bericht, um sich dem Ferndrucker zuzuwenden.

„Hallo, da haben wir weitere Meldungen über R. F. c. 1. Versuchen Sie Ihren Scharfsinn, Herr Professor. Vielleicht können Sie das Rätsel lösen. Der Bericht lautet: „R. F. c. 1 stand um sieben Uhr morgens zur Abfahrt bereit. Drei Monteure und ein Unteroffizier an Bord. Der Kommandant stand mit den Ingenieuren, die an der Fahrt teilnehmen sollten, dicht dabei. Zwei Minuten nach sieben erhob sich das Flugschiff ganz plötzlich. Seine Maschinen sprangen an. Es flog in geringer Höhe über einen neben dem Flugplatz liegenden Wald. Etwa fünf Kilometer weit. Man nahm auf dem Platz an, daß die Maschinen versehentlich angesprungen seien und die Monteure das Flugzeug hinter dem Wald wieder gelandet hätten. Ein Auto brachte den Kommandanten und die Ingenieure dorthin. Vom Flugzeug keine Spur. Die Monteure in schwerer Hypnose behaupten, es habe nie ein Flugzeug R. F. c. 1 gegeben. Sie sind zurzeit in ärztlicher Behandlung."

MacMorland riß den Papierstreifen ab und legte ihn vor den Professor auf den Tisch.

„Das ist das Tollste vom Tollen. Was sagen Sie dazu?"

Der Polizeichef lief aufgeregt hin und her. Auch Professor Curtis konnte sich der Wirkung der neuen Nachricht nicht entziehen.

„Sie haben recht, Herr Präsident. Es ist ein tolles Stück. Aber Gott sei Dank fällt es nicht in das Ressort von Sing-Sing und geht mich daher wenigstens beruflich nichts an. Es wird Sache der Armee sein, wie sie ihren Kreuzer wiederbekommt. Lieber noch ein paar Worte über Doktor Glossin. Ich hatte schon viel von ihm gehört. Heute hab' ich ihn das erstemal gesehen. Wo wohnt er? Wie lebt er? Was treibt er?"

„Sie fragen viel mehr, als ich beantworten kann. Hier in Neuyork besitzt er ein einfach eingerichtetes Haus in der 316. Straße. Daneben hat er sicher noch an vielen anderen Orten seine Schlupfwinkel . . ."

„Ist er verheiratet?"

„Nein. Obgleich keineswegs ein Verächter des weib-

lichen Geschlechts ist. Mir ist manches darüber zu Ohren gekommen . . . Na, gönnen wir ihm seine Vergnügungen, wenn sie auch manchem recht sonderlich vorkommen mögen."

„Hat er sonst gar keine Leidenschaften?"

„Ich weiß, daß er Diamanten sammelt. Auserlesene schöne und große Steine."

„Nicht übel! Aber ein bißchen kostspielig das Vergnügen. Verfügt er über so große Mittel?"

MacMorland zuckte mit den Achseln.

„Es entzieht sich meiner Beurteilung. Ein Mann in seiner Stellung, mit seinem Einfluß kann wohl . . . lieber Professor, ich habe schon viel mehr gesagt, als ich sagen durfte und wollte. Lassen wir den Doktor sein Leben führen, wie es ihm beliebt. Es ist am besten, so wenig wie möglich mit ihm zu tun zu haben. Da Sie gerade hier sind, geben Sie mir, bitte, über die Vorgänge in Sing-Sing einen kurzen Bericht für meine Akten. Wir können nachher zusammen frühstücken."

*

Wie griechischer Marmor glänzten die Mauern des Weißen Hauses zu Washington in der grellen Mittagsonne. Aber ein dunkles Geheimnis barg sich hinter den schimmernden Mauern. Lange und nachdenklich hafteten die Blicke der Vorübergehenden auf den glatten, geraden Flächen des Gebäudes. Die politische Spannung war bis zur Unerträglichkeit gestiegen. Jede Stunde konnte den Ausbruch des schon lange gefürchteten Krieges mit dem englischen Weltreich bringen. Die Entscheidung lag dort hinter den breiten Säulen und hohen Fenstern des Weißen Hauses.

In dem Vorzimmer des Präsident-Diktators saß ein Adjutant und blickte aufmerksam auf den Zeiger der Wanduhr. Als diese mit leisem Schlag zur elften Stunde ausholte, erhob er sich und trat in das Zimmer des Präsidenten.

„Die Herren sind versammelt, Herr Präsident."

Der Angeredete nickte kurz und beugte sich wieder zum Schreibtisch, wo er mit dem Ordnen verschiedener Papiere beschäftigt war. Ein Mann mittleren Alters. Eine Art militärischen Interimsrockes umschloß den hageren Oberkörper. Auf einem langen, dünnen Halse saß ein gewaltiger Schädel, dessen vollkommen haarlose Kuppel sich langsam hin und her bewegte. Aus dem schmalen, durchgeistigten Aszetengesicht blitzten ein Paar außerordentlich große Augen, über denen sich eine zu hohe und zu breite Stirn weit nach vorn wölbte.

Das war Cyrus Stonard, der absolute Herrscher eines Volkes von dreihundert Millionen. Als er sich jetzt erhob und langsam, beinahe zögernd der Tür zuschritt, bot er äußerlich nichts von jenen Herrscherfiguren, die in der Phantasie des Volkes zu leben pflegen. Nur das geistliche Kleid fehlte, sonst hätte man ihn wohl für eine der fanatischen Mönchsgestalten aus den mittelalterlichen Glaubenskämpfen der katholischen Kirche ansehen können.

Er durchschritt das Adjutantenzimmer und betrat einen langgestreckten Raum, dessen Mitte von einem gewaltigen, ganz mit Plänen und Karten bedeckten Tisch ausgefüllt war. In der einen Ecke des Saales standen sechs Herren in lebhaftem Gespräch. Die Staatssekretäre der Armee, der Marine, der auswärtigen Angelegenheiten und des Schatzes. Die Oberstkommandierenden des Landheeres und der Flotte. Sie verstummten beim Eintritt des Diktators. Cyrus Stonard ließ sich in den Sessel am Kopfende des Tisches nieder und winkte den anderen, Platz zu nehmen.

„Mr. Fox, geben Sie den Herren Ihren Bericht über die auswärtige Lage."

Der Staatssekretär des Auswärtigen warf einen kurzen Blick auf seine Papiere.

„Die Spannung mit England treibt automatisch zur Entladung. Seitdem Kanada sich mit uns in einem Zollverband zusammengefunden hat, sind die Herren an der Themse verschnupft. Die Bestrebungen im australischen Parlament, nach kanadischem Muster mit uns zu verhandeln, haben die schlechte Laune in Downing Street noch verschlechtert. England sieht zwei seiner größten und reichsten Kolonien auf dem Wege natürlicher Evolution zu uns kommen. In Australien geht die Entwicklung langsamer vor sich, seitdem der japanische Druck verschwunden ist. Aber auch dort ist sie unaufhaltbar, wenn es der englischen Macht nicht vorher gelingt, uns niederzuwerfen . . ."

Ein spöttisches Lächeln glitt über die Züge des Flottenchefs.

„In Asien und Südamerika stoßen unsere Handelsinteressen schwer mit den englischen zusammen. Der letzte Aufstand im Jangtsekiangtale war mit englischem Gelde inszeniert. Die afrikanische Union hält bei aller Wahrung ihrer politischen Selbständigkeit wirtschaftlich fest zu England und läßt nur englische Waren hinein. Unser letzter Versuch, einen Handelsvertrag mit der afrikanischen Union abzuschließen, ist gescheitert. Meines Erachtens treiben die Dinge einer schnellen Entscheidung entgegen. Die Entführung von R. F. c. 1 gibt einen geeigneten Anlaß. Seit zwei Stunden tobt unsere Presse gegen England."

Cyrus Stonard hatte während des Vortrages mechanisch allerlei Schnörkel und Ornamente auf den vor ihm liegenden Schreibblock gezeichnet.

„Wie denken Sie über die Entführung des R. F. c. 1?"

Er heftete seine Augen auf den Flottenchef Admiral Nichelson.

„In der Nähe der Station sind zwei englische Agenten ergriffen worden. Sie leugnen jede Teilnahme."

„Es gibt Mittel, solche Leute zum Reden zu bringen."

„Sie hatten den Strick um den Hals und schwiegen."

„Es gibt wirksamere Mittel . . . Wie lange kann sich R. F. c 1 in der Luft halten?"

„Die Tanks waren für zwölf Stunden gefüllt. Genug, um in voller Dunkelheit zu landen, wenn es nach Osten geht. Unsere Kreuzer über dem Nordatlantik sind avisiert. Eine Landung in England müßte noch bei Helligkeit erfolgen und würde gemeldet werden."

„Sie halten es für sicher, daß die Entführung auf Betreiben der englischen Regierung erfolgt ist?"

„Ganz sicher!"

„Hm! . . . der Gedanke liegt nahe . . . vielleicht zu nahe . . . Und die anderen Herren? . . . meinen dasselbe . . . hm! Hoffentlich, nein sicherlich haben sie unrecht."

Die Staatssekretäre sahen den Diktator fragend an.

„Der letzte Gamaschenknopf sitzt noch nicht! Ich werde erst losschlagen, wenn ich weiß, daß er sitzt. Das heißt, meine Herren . . ." Die Stimme des Sprechenden hob sich. „R. F. c. 1 mag in Gottes Namen in England landen. Für unser Volk wird es verborgen bleiben, bis es so weit ist."

„Wie weit ist die Verteilung unserer U-Kreuzer durchgeführt?"

„Die ganze Kreuzerflotte liegt auf dem Meridian von Island vom 60. bis zum 30. Breitengrad gleichmäßig verteilt."

Admiral Nichelson erhob sich, um die Lage der Kreuzerflotte an einem großen Globus zu demonstrieren.

„Wo stehen die Luftkreuzer?"

„Die leichte Beobachtungsflotte zwischen Island und den Faröer. Die Panzerkreuzer liegen seit drei Tagen auf dem grönländischen Inlandeis."

„Die G-Flotte . . ."

„Die Schiffe auf Grönland sind damit ausgerüstet."

Nur dieser Staatsrat wußte um das Geheimnis, daß die neuen Luftkreuzer mit Bomben versehen waren, die nach dem Abwurfe Milliarden und aber Milliarden von Pest- und Cholerakeimen in die Luft wirbelten. Man hatte noch keine Gelegenheit gehabt, den Bakterienkrieg im großen auszuprobieren. Aber die amerikanischen Fachleute versprachen sich viel davon.

„Die P-Flotte . . ."

Ein sardonisches Lächeln lief über die sonst so unbeweglichen Züge des Diktators, als er das Wort aussprach. Seit mehr denn Jahresfrist lagen englische Banknoten im Betrage von Hunderten von Milliarden Pfund Sterling in den geheimen Gewölben des amerikanischen Staatsschatzes. Von der Tausendpfundnote an bis hinab zu den kleinsten Beträgen. Alles so vorzüglich gefälscht und nachgedruckt, daß die Bank von England selbst diese Noten für echt halten mußte. Die Aufgabe der P-Flotte war es, sofort bei Kriegsausbruch diese Unmengen englischen Papiergeldes über die ganze Welt zu zerstreuen, wo Engländer Handel trieben und englisches Geld Kurs hatte. Die Tätigkeit dieser Flotte mußte das englische Geldwesen in wenigen Tagen vollkommen zerrütten. Aber die P-Flotte war noch ein schwereres Staatsgeheimnis als die G-Flotte. Die englischen Agenten hatten nur herausbekommen, daß sie für Propagandazwecke bestimmt sei und im Falle eines Krieges in großen Massen die zuerst von Woodruf Wilson in die Kriegführung zivilisierter Nationen eingeführten Traktätchen über den feindlichen Linien abzuwerfen hätte.

„Die P-Flotte übt zwischen Richmond und Norfolk", sagte Admiral Nichelson trocken.

Jedermann im Saale wußte, daß dieser Standort fünfzehn Flugminuten von den Gewölben des Staatsschatzes entfernt war.

Cyrus nahm das Wort von neuem.

„Wie lange wird es noch dauern, bis unsere Unterwasserstation an der afrikanischen Küste vollkommen gesichert ist? Die Frist ist bereits seit einer Woche abgelaufen."

Bei diesen nicht ohne Schärfe gesprochenen Worten erhob sich der Flottenchef unwillkürlich.

„Die Schwierigkeiten waren größer als vorauszusehen war, Herr Präsident."

„Können Sie ein bestimmtes Datum angeben?"

„Nein. Doch dürfte es auf keinen Fall länger als bis zum Ablauf dieses Monats dauern."

„Hm ... dann also, meine Herren ... dann wird man N. F. c. 1 zur geeigneten Zeit in England landen sehen."

Ein Adjutant trat ein und flüsterte dem Präsidenten ein Wort ins Ohr.

„Gut, ich komme."

Der Präsident erhob sich, die Sitzung war beendet.

(Fortsetzung folgt.)

Hamlet.

In der „Deutsch. Allgem. Ztg." finden wir eine interessante Betrachtung des Geh. Justizrats D. Otto Hagen über die Handlung der Hamlettragödie, die wir mit Rücksicht auf die Aufführung der Bromberger „Deutschen Bühne" an unsere Leser weitergeben. D. Schriftl.

Es ist ein Gedanke, der einen Juristen wohl zu reizen vermag, den zahllosen Rätseln des tiefen Dramas einmal mit rein juristischen Mitteln, mit der exakten juristischen Methode des Untersuchungsrichters zu Leibe zu gehen. Dies darf nicht mißverstanden werden. Diese Methode beansprucht nicht, der ästhetischen und psychologischen Würdigung der Dichtung Wettbewerb zu machen; sie will vielmehr nur in bescheidener, sozusagen rein handwerksmäßiger Weise einige Bausteine zusammentragen, die von zuständigeren Stellen dann besser benutzt und gewürdigt werden können. Demgemäß beschränkt sie sich streng auf den äußeren, den objektiven Tatbestand. Auch so sind die Ergebnisse überraschend genug.

Uns allen ist die Goethesche Auffassung Hamlets in Fleisch und Blut übergegangen: „Eine große Tat auf eine Seele gelegt, die der Tat nicht gewachsen ist." Hamlet, der tatenlose Träumer, ist die Figur, die uns unwillkürlich vor die Seele tritt, wenn man den Namen ausspricht. Die exakte juristische Methode mag uns helfen, einmal zu prüfen, ob dieser Eindruck richtig ist, ob er bei genauerer Vertiefung in die Einzelheiten wirklich standhält.

Was sehen wir vor uns geschehen?

Erstens: An die Stelle der lächelnden Selbstzufriedenheit, die der König zu Beginn in der großen Prunkszene zur Schau trägt, tritt die schlotternde Todesangst in wundervoll aufgebauter Steigerung von der ersten Unsicherheit über Hamlets rätselvolles Benehmen bis zu dem wilden Verzweiflungsausbruch des Gequälten: „Wie ein Fieber rast er mir im Blute" ...

Zweitens: Parallel mit der Todesangst läuft die Gewissensqual. Sie ist in der Gebetszene so schneidend und erschütternd zusammengefaßt, daß jedes Wort darüber die Wirkung nur abschwächen könnte.

Drittens: Hamlet beseitigt nach der Reihe einen nach dem andern von den Anhängern und Freunden des Königs. Ophelia, eine sehr wichtige Karte in seinem Spiel, sinkt blumengeschmückt in den schlammigen Tod. Polonius fällt und Rosenkranz und Güldenstern werden auf die denkbar genialste Weise aus dem Wege geschafft. Von sonstigen wirklichen Anhängern und Parteigängern des Königs hören wir nichts. Der einzige Laertes, der ihm geblieben ist, reißt ihn durch seinen Fall mit in den Abgrund.

Viertens hat Shakespeare über den gekrönten Verbrecher die härteste der Strafen verhängt, die er für seine Bösewichte kennt, das Taumeln von einem Verbrechen in das andere. Das erste ist der Mordversuch an Hamlet, der in seiner Sendung nach England mit dem Urias-Brief liegt. Als dies mißlingt, häuft sich geradezu die Anwendung des schmählichsten, verächtlichsten und zugleich feigsten Mordinstruments, des Giftmordes.

Fünftens: Mit dem Fehlschlagen aller dieser Pläne untrennbar verbunden ist der völlige äußere Zusammenbruch der Stellung des Königs: Was keine Gesellschaft verzeiht, am wenigsten die so am Äußerlichen haftende Hofgesellschaft von Elsinore, ist die Kompromittierung durch ein Mißlingen und die Offenbarung solcher Anschläge.

Sechstens: Die Königin. Sie ist der köstliche Siegespreis, um den Claudius seine Seele verkauft hat. Gerade an dieser empfindlichsten und verwundbarsten Stelle packt ihn die furchtbarste Rache des Verfolgers. Der Dichter läßt keinen Zweifel darüber, daß es Hamlet in dem nächtlichen Zwiegespräch gelungen ist, die Königin völlig auf seine Seite zu ziehen. Er enthüllt ihr mit dürren Worten sein ganzes Geheimnis, den gespielten Wahnsinn, seine Gegenmine ... und die Königin? Kraß prallt darauf die nächste Szene, in der die Königin ihrem Gemahl verrät:

„Er rast wie See und Wind, wenn beide kämpfen,
Wer mächt'ger ist,"

berichtet sie dem König als Ergebnis der ihr anvertrauten Prüfung des Sohnes. In der Schlußszene hat der Dichter in wenigen Zeilen ein selbständiges Drama vor uns aufgebaut, so ergreifend, wie ihm nur weniges gelungen ist: die Entsühnung der Königin durch ihren freiwilligen Opfertod für den abgöttisch geliebten Sohn. Denn daß die Königin mit vollem Bewußtsein den Giftbecher leert, daran kann nach ihren eigenen, freilich denkbar knappsten Worten kein Zweifel sein — eine verständige Darstellung der Szene macht dies anschaulich über jeden Einwand hinaus.

Also, um es zusammenzufassen: Todesangst, Gewissensqualen, Beseitigung aller Freunde und Helfershelfer, von Verbrechen in Verbrechen gehetzt, Zusammenbruch der äußeren Stellung, der köstlichste Siegespreis, die geliebte Frau, in der Hand und im Herzen des Gegners ... ist Hamlet seinem Vater wirklich die Rache schuldig geblieben? Es bedarf hierzu nicht einmal des Totschlagens des Königs. Daß ihm Hamlet zum Schluß den vergifteten Degen durch den Leib rennt, ist lediglich eine Konzession, die der Dichter dem theatralischen Schlußeffekt gemacht hat.

Und der Träger dieser ganzen Entwicklung der Rache — daran kann kein Zweifel sein — ist Hamlet, Hamlet ganz allein. Nur eine Schwierigkeit scheint sich dabei zu ergeben: Die Reise nach England. Es wird ganz allgemein so aufgefaßt, als ob Hamlet sich willenlos wie ein Lamm zur Schlachtbank nach England verschicken läßt; nur ein Zufall bringt ihn zurück. Ist dies haltbar? Zunächst ist klar, daß Hamlet den Mordplan seines Stiefvaters kennt. Er verfügt über geheime Quellen in der Kanzlei des Königs, die ihm den Inhalt des Briefes verraten haben. Das sagt er der Königin in dem nächtlichen Zwiegespräch ausdrücklich. Auch dem König selbst sagt er es ins Gesicht, als dieser ihm die Güte seiner Absichten beteuert:

Ich sehe einen Cherub, der sie sieht.

Der Mutter hat er sogar triumphierend seinen Gegenplan enthüllt:

Sei es drum!
Der Spaß ist, wenn mit seinem eigenen Pulver
Der Feuerwerker auffliegt; und mich trügt
Die Rechnung, wenn ich nicht ein Klafter tiefer
Als ihre Minen grab und sprenge sie
Bis an den Mond.

Auch der Seeräuber, der als scheinbarer deus ex machina auftaucht, enthüllt sich in Wahrheit als ganz etwas anderes als ein bloßer Zufall, wenn wir auch hier einmal Hamlets eigenen Bericht auf die juristische Goldwage legen. Es wird ausdrücklich betont, daß der Seeräuber stärker und schneller ist als das königliche Schiff. Der Seeräuber erreicht und entert das letztere. An der Spitze der Verteidiger springt Hamlet herüber und ... in demselben Augenblick löst der Seeräuber die Enterhaken, läßt das Königschiff laufen und kehrt mit dem Prinzen nach Dänemark zurück. Würde so ein wirklicher Seeräuber handeln? Auf das Königschiff mit seinen Schätzen, mit den ein reiches Lösegeld versprechenden Königsboten verzichten und sich mit dem ausdrücklich als „naked and alone" charakterisierten Prinzen begnügen? Daß für diesen ein Lösegeld gefordert, erwartet und gezahlt würde, davon hören wir kein Wort.

So kraß deshalb die Lösung allen hergebrachten Begriffen und Vorstellungen ins Gesicht schlägt, läßt sich bei nüchterner Betrachtung des Tatbestandes gar nicht von der Hand weisen: Der Seeräuber war eben gar kein Seeräuber, sondern es waren Hamlets Freunde, die unter dieser Maske ihn, nachdem er sich in den Besitz des verhängnisvollen Dokuments gesetzt hatte, auf die unauffälligste Weise wieder zurückbrachten. Der Erfolg dieser Expedition ist augenfällig: Mit dem verräterischen Dokument hat Hamlet den König in seiner Hand. Fortan kann er mit ihm spielen wie die Katze mit der Maus.

Hamlet der Sieger. Es ist unbestreitbar, daß diese Vorstellung nicht nur mit allen eingewurzelten Vorstellungen in Widerstreit tritt, sondern auch mit den eigenen Monologen des Helden, mit dem düsteren Schleier des Weltschmerzes, den er unverkennbar selbst über sein Seelenleben breitet. Wir sehen einen Helden vor uns, der sich der Größe, der weittragenden Wucht seines Handelns gar nicht bewußt zu sein scheint, der jedenfalls seines Werkes nicht froh werden kann.

Ist dies aber wirklich ein Widerspruch? Sieht man selbst ab von der Werderschen überzeugend und einleuchtend begründeten Auffassung, daß die Monologe keineswegs Selbstanklagen, sondern lediglich Klagen Hamlets sind über die Härte seines Schicksals und die scheinbare Unlösbarkeit der ihm gestellten Aufgabe, so ist scharf festzuhalten, daß alles, was oben als Ergebnis einer scharfen, exakten, juristischen Methode der Betrachtung vorgetragen ist, lediglich das äußere Geschehen, den objektiven Tatbestand betrifft — daneben bleibt freiester Spielraum für alle bereits vorhandenen und zukünftig neu auftauchenden Hamlet-Theorien,

nur daß sie sich rein auf das Subjektive einstellen und mit den äußeren Tatsachen ganz anders abfinden müssen als bisher. Man mache etwa die Probe mit der Kohlerschen Lehre, die in Hamlets Schicksal und Seele den Kampf zwischen dem uralten Rechtsgedanken der Blutrache und dem modernen Rechtsempfinden findet.

Welche Tragweite dieser freie Spielraum hat, darüber ein letztes Wort. Bei Brandes finden wir eine ganze Blütenlese von Völkern aufgeführt, die in dem englischen Dichtwerk ein Sinnbild ihres eigenen staatlichen und völkischen Lebens und Leidens gefunden haben. Vor allem natürlich Deutschland. Es ist klar, daß dann auch der Wechsel politischen Geschehens auf die Auffassung abfärben muß, die dem Helden untergelegt wird. Dem Deutschland Goethes und der Romantiker und ihrer unmittelbaren Nachfahren konnte nur Hamlet, der tatenlose Träumer mundgerecht sein, der vor lauter Nachdenken und Philosophieren nicht zum Handeln kommt. Zu dem heutigen Schicksal Deutschlands gehört ein Hamlet, der auf der glänzendsten Höhe vollen Erfolges sich und die Früchte seines Tuns in wirklichem oder gemachtem Wahnsinn in den tiefsten Abgrund stürzt, den die Weltgeschichte kennt.

Der kleine Trick.

Von Peter Robinson.

Neulich traf ich Haesecke, der eine großartige Konchyliensammlung besitzt. Sie nimmt seine Gedanken viel in Anspruch, und das ist angenehm für Haesecke. Es ist gegenwärtig sehr beruhigend, wenn man von den Nöten der Zeit abgelenkt wird. Haesecke ist immer noch ganz glücklich und zufrieden, trotzdem er nicht schiebt, noch Preise treibt oder ähnliche Dinge tut. Deshalb wäre es eigentlich ganz gut, wenn sich viel mehr Leute Konchyliensammlungen anlegen würden. Übrigens handelt es sich natürlich nicht um vollständige Konchylien, sondern nur um die Schalen oder Gehäuse solcher Tiere, — lebendige Konchylien sind manchmal doch etwas unappetitlich und würden also nicht so beruhigend wirken. Haesecke strahlte. „Ich habe ein neues Stück bekommen," erzählte er, „das müssen Sie sich ansehen. Es ist ja kein Umweg für Sie, — also kommen Sie mit!" Dagegen war nichts zu machen; in solchem Fall darf man einen Sammler nicht kränken; er würde das nie vergessen. Und da ich auch wirklich den Weg zu gehen hatte, ging ich mit Haesecke mit. Die Konchylien waren mir dabei ganz egal; ich vermag ihren Nutzen überhaupt nicht einzusehen.

Haesecke hatte mich aber noch auf etwas vorzubereiten. „Es sieht heute ein bißchen wild bei uns aus, — wundern Sie sich, bitte, nicht darüber. Wir stellen nämlich grade die Möbel um, weil wir uns jetzt auf ein einziges Zimmer beschränken wollen. Sie verstehen, nicht wahr? Man muß sich mit dem Heizen sparsam einrichten. Und es geht ja auch, es geht sogar sehr gut. Besuche bekommt man jetzt ja viel weniger als früher. Übrigens, was unerwartete Besuche anbetrifft, — haha, da hat meine Frau jetzt einen sehr feinen Trick eingeführt. Wenn es klingelt, dann setzt sie schnell ihren Hut auf, und ich ziehe den Mantel an, und dann wird die Tür aufgemacht. Ist nun wirklich ein Besucher da, dann hat meine Frau zu entscheiden, ob er willkommen sein soll oder nicht. Ist doch klar, daß das die Frau mehr angeht, — weil man vielleicht ein Täßchen Tee anbietet oder sonst etwas. Schön! Soll also der Besuch bleiben, was wird dann gemacht? Dann sagt meine Frau: „Ach, das ist aber reizend, daß Sie sich mal sehen lassen! Und wie gut sich das trifft! Eben sind wir nämlich selber nach Hause gekommen." — Soll aber der Besuch abgewimmelt werden, was wird dann gemacht? Dann sagt meine Frau: „O, wie schade, daß wir nicht vorher gewußt haben, Sie würden kommen! Wir sind nämlich auf dem Sprunge, fortzugehen, — einen ganz notwendigen Besuch müssen wir machen. Wenn wir nur eine Ahnung gehabt hätten, dann hätten wir natürlich abgesagt. Aber nun geht das leider nicht. Nein, wie dumm sich das trifft!" — Ja, so machen wir das jetzt immer. Fein, nicht wahr?"

Das erzählte mir also Haesecke, und inzwischen kamen wir an sein Haus. „Donnerwetter!" sagte er da, „nun habe ich doch richtig wieder einen Brief in der Tasche behalten, den ich bei der Post einstecken wollte. Ich laufe schnell bis zur Ecke, — da ist ein Briefkasten. Bitte, gehen Sie nur voraus!"

Ich ging also hinauf und klingelte an Haeseckes Tür. Es dauerte ein Weilchen, bis aufgemacht wurde. Und dann stand Frau Haesecke da und hatte ihren Hut auf. Und sie machte ein trauriges Gesicht und sprach: „O, wie schade, daß wir nicht vorher gewußt haben, Sie würden kommen! Ich bin nämlich auf dem Sprunge, fortzugehen, einen ganz notwendigen Besuch müssen wir machen. Mein Mann ist schon voraus. Nein, wie dumm sich das trifft. (Berner „Bund".)

Witzige Anwaltsprüche.

Für das Anwaltszimmer des Rudolstädter Landgerichts hat der frühere Rechtsanwalt und Volksdichter Hofrat Klinghammer eine Anzahl witziger Sprüche verfaßt. Es heißt da u. a.:

Der Anfang ist allerorten schwer, beim Anwalt aber zweimal mehr.

Du mußt von Jugend auf dich rühren und beinah zehen Jahr studieren. —

Du mußt, soll man gelehrt dich nennen, zehntausend Paragraphen kennen. —

Mit dreißig Jahr'n, an Wissen stark, verdienst du deine erste Mark. —

Vier Lustren bleibst du Rechtsanwalt, Justizrat wirst du, wenn du alt.

Strotzt dir das Hirn von Wissensschleim, so wirst du schließlich gar Geheim. —

Schau deine Akten gründlich an, sonst bist du ein verlorner Mann. —

Sei immer höflich vor Gericht, das Zähnefletschen lohnt sich nicht. —

Je dicker schwillt ein Aktenstück, je zweifelhafter wird dein Glück. —

Krauch bald ins Bett, fang zeitig an, du mußt ein klares Köpflein han. —

Schnauz niemals deinen Gegner an, er ist, wie du — ein braver Mann. —

Willst du beim Volk in Achtung stehn, dein Maul muß wie ein Mühlrad gehn. —

Üb' deine Praxis mit Gemüt, ein Anwalt ist kein Pferdejüd. —

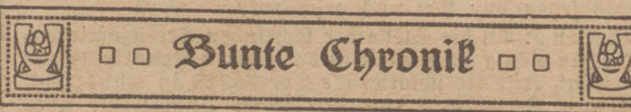
Führ' deine Sach' gut oder schlecht, der Menge machst du's doch nicht recht. —

Prozeßstoff ist ein Haufen Mist, darin ein Körnlein Rechtens ist. —

Geht ein Prozeß dir übel aus, verflucht Mandant dein ganzes Haus. —

Verleiht Fortuna dir Gewinn, läuft er zu deinem Nachbar hin. —

Verlierst du, laß kein Tränlein rinnen, zwei können nit zugleich gewinnen. —



* **Eine seltsame Grotte.** Im hinterindischen Lande Assam befindet sich eine unterirdische Grotte, die man als ein Fabelland bezeichnen kann. Naturforscher, die sie kürzlich besuchten, konnten feststellen, daß die Höhle einen Kilometer lang ist und von einem Wasserlauf durchschnitten wird. Beim Betreten dieses Naturtunnels erschienen die Wände wie übersät mit Nachtfaltern, Spinnen und Mollusken. Am Boden schlängelten sich zwischen den Steinen Tiere aller Art. Sie schienen blind zu sein und zeigten keine Erregung, als das Licht der Laternen auf sie fiel, dagegen verschwanden andere Tiere, die Katzen und Ratten glichen, beim Aufblitzen der Lichtstrahlen sofort im Wasser. Beim weiteren Vordringen fanden die Besucher ein ganzes Nest von Fledermäusen, die, eine an der anderen hängend, einen Klumpen bildeten. Berührte man sie, so flogen die Tiere nicht weg, sondern stürzten sich ins Wasser, wo sie sich mit großer Geschicklichkeit der Flügel als Ruder bedienten. Bei der näheren Untersuchung zeigten nur fünf oder sechs der Tierarten Merkmale, die darauf schließen ließen, daß sie von Natur für das unterirdische Leben bestimmt sind. Man meint, hier einer Tierwelt gegenüberzustehen, die sich in einem Stadium vorgeschrittener Entartung befindet.

*

* **Furchtbarer Irrtum.** Aus Marosvaserhely (Ungarn) wird berichtet: In der Gemeinde Mezöbereny hatte sich die Zahl der tollwutkranken Hunde in der letzten Zeit sehr vermehrt, so daß die Bauern nur mehr mit geladenem Gewehr auf die Gasse gingen. Als der Landwirt Georg Mihaly eines nachts nach Hause ging, sah er vor seinem Haus einen langen Körper im Gras liegen, auf den er, in dem Glauben, es sei ein tollwutkranker Hund, mit seinem Gewehr schoß. Dann erst stellte es sich heraus, daß er seinen besten Freund Demeter Bodea angeschossen hatte, der nach einer Stunde an der erlittenen Wunde starb. Mihaly wurde verhaftet.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.